

21) Das entfesselte Schicksal.

Roman von Edouard Rod.

„Also lassen wir das,“ meinte Herr Motiers de Fraisse. „Jetzt kommen wir zu einer neuen Meinungsverschiedenheit zwischen Ihren Angaben und denen des Zeugen. Herr d'Entraque versichert, daß Sie vor dem Schuß visierten!“

„Ich versichere das Gegenteil!“

Das Publikum murrte. Diese beständigen Dementi schienen lächerlich. Vermantes leugnete wie ein auf frischer Tat ertapptes Kind.

„Ich hätte ihn für schlauer gehalten,“ flüsterte Chaussy Jean Bogis zu.

Der Präsident verbat sich wiederum die Kundgebungen und nahm das unterbrochene Verhör wieder auf.

Herrn d'Entraques Versicherung ist aber äußerst bestimmt. Er erklärte, Sie zielen gesehen zu haben. Er hat es vor dem Untersuchungsrichter ausgesagt und wiederholt es heute vor uns.“

„Sicher!“ bestätigte d'Entraque.

Mit vollkommener Beherrschung, ohne auch nur seine Stimme zu erheben, sagte Vermantes, den Blick fest auf den Zeugen gerichtet:

„Herr d'Entraque kann mich nicht zielen gesehen haben. Er hat keine Augen, die sehen können, was nicht existiert. Ich habe, ohne zu visieren, schnell geschossen!“

„Wie geschah es, daß, wenn Sie unter Ihrer Plinte einen Damhirsch hatten, den Sie mitten in den Körper treffen mußten, Sie so hoch schossen, um einen Menschen gerade ins Herz zu treffen?“

„Das weiß ich nicht. Aber ich weiß, daß der Zeuge mich nicht zielen sehen konnte, weil ich es nicht tat.“

„In welcher Entfernung standen Sie von dem Zeugen?“

„Fünfundzwanzig bis dreißig Meter.“

„Herr d'Entraque?“

„Nein, nicht so weit, ich hatte einige Schritte nach links gemacht.“

„Und ich frage Sie noch einmal: Sie haben Vermantes zielen, bevor er schoß?“

„Ich habe es gesehen!“

„Wie lange zielte er?“

„Einige Sekunden.“

Vermantes stieß hervor:

„Er hat sie gezählt!“

Mit erhobenem Haupte und geradem Blick stand er jetzt da. Er hatte die Haltung eines mutigen Mannes, den sein Schicksal besiegt, der aber aus dem Gefühl, ein unbekanntes und vielleicht erhabenes Opfer zu bringen, die Kraft schöpft, es innerlich zu beherrschen.

„Nein, ich habe sie nicht gezählt,“ erwiderte d'Entraque ohne ihn anzusehen, „aber ich hatte Zeit zu denken: Er trifft das Tier, ein so guter Jäger wie er kann es nicht verfehlen!“

Jedes Wort wirkte, man hörte die Bewegung im Auditorium.

„Denken Sie an die Wichtigkeit Ihrer Worte,“ warf Herr Motiers de Fraisse durch den beunruhigenden Dialog erregt ein. „Sind Sie ganz sicher, es gesehen zu haben? Unsere Sinne täuschen uns manchmal!“

„Ich habe ausgezeichnete Augen, Herr Präsident, trotzdem ich nicht so gut wie der Angeklagte schieße.“

Die letzte Bemerkung schoß über das Ziel, man hörte den Haß heraus.

Noch ein wichtiger Punkt, Herr d'Entraque. Sie sagten dem Untersuchungsrichter, daß im Augenblick, in dem Vermantes schoß, der General aus dem Gebüsch in die Dichtung trat, so daß ihn Vermantes sehen konnte?“

Ein leichtes Bögen lag auf Herrn d'Entraques Gesicht: die Furcht, sich zu irren oder zu viel zu sagen.

„Ich versichere nicht, daß Vermantes den General gesehen hat,“ antwortete er. „Ich versichere nur, daß ich ihn im Augenblick sah, als der Schuß abgefeuert wurde. Er

stand im Vordergrund, einige Schritte von dem Damhirsch entfernt, der an ihm vorübereilte.“

„Sind Sie sich über die Schwere dieser Versicherung klar?“

„Ich halte sie aufrecht!“

„Weshalb haben Sie das nicht in Ihrer ersten Aussage erzählt?“

„Diese Einzelheit, ebenso wie andere, fielen mir erst nach und nach ein. Als ich das erste Mal aussagte, stand ich noch zu sehr unter dem Eindruck der Erregung und Betroffenheit. Ich erinnerte mich nur an mein eigenes Entsetzen.“

„Haben Sie nichts zu entgegnen, Vermantes?“

„Nein, Herr Präsident! Herr d'Entraques hat nachträglich seine Aussage von Anfang bis zu Ende erfunden.“ Plötzlich hatte er einen Ausbruch der Verzweiflung: „Und die anderen Jäger haben nichts gesehen! Keiner kann die Tatsachen berichtigen!“ Er saßte sich und nahm wieder einen ruhigen Ton an: „Er lügt oder ich! Ich weiß, wie die Wahl zwischen seiner und meiner Glaubwürdigkeit ausfallen wird: Ich verteidige meinen Kopf, und er ist ein unbeteiligter Zeuge!“ Von neuem verriet ihn sein Ton und enthüllte seinen inneren Kampf, er widerbrach seinen Worten: „Er hat kein Interesse daran, mich zu verderben! Und doch...!“

Herr Motiers de Fraisse stellte noch einige weniger wichtige Fragen über das Benehmen Vermantes nach dem Niederstürzen des Generals, und als Herr Rutor es ablehnte, seinerseits zu verhören, intervenierte Brévine:

„Sie fragen meinen Mandanten, Herr Präsident, ob er Gründe hätte zu glauben, daß Herr d'Entraque ihn belasten wolle. Er hat nicht geantwortet, ich vermute, daß er nicht antworten wolle. Aber meine Pflicht ist es, selbst gegen seinen Willen die Wahrheit zu suchen. Deshalb bitte ich den Zeugen, uns zu erklären, ob der Angeklagte Gründe hat, seiner Wahrhaftigkeit zu mißtrauen?“

D'Entraque wandte den Kopf nach der Seite Brévines. Sein Ausdruck wechselte. Bis jetzt seiner sicher, wurde er plötzlich vorsichtig und mißtrauisch. Der Wind, der seine Segel blähte, wechselte die Richtung. Er fühlte es. Er drängte sich näher an das Gitter und hielt sich in der Defensive, wie um die Siege zu parieren, und sie zurückzugeben. Anstatt mit der bisherigen Ueberlegenheit zu antworten, dachte er einen Augenblick nach. Um Zeit zu gewinnen und sich eine Erwiderung zu präparieren, sagte er:

„Ich verstehe den Sinn dieser Frage nicht gut!“

„Es ist doch klar,“ sagte Brévine, „aber ich kann mich auch genauer ausdrücken. Ich frage, ob Ihres Wissens nach der Angeklagte Gründe hat, Ihre Wahrhaftigkeit anzuzweifeln. Oder anders ausgedrückt: Haben Sie persönliche rachsüchtige Motive gegen Vermantes, oder kann Vermantes annehmen, daß Sie welche haben? Verstehen Sie jetzt?“

Die vorübergehende Verlegenheit d'Entraques war verschwunden. Er hatte seine Sicherheit wiedergefunden.

„Ob der Angeklagte Gründe hat, meiner Aussage zu mißtrauen, weiß ich nicht. Es ist keine Sache, diese auseinanderzusetzen. Ich aber habe unter Eid ausgesagt. Ich denke, das überhebt mich jeder weiteren Erklärung.“

„Schön,“ sagte Brévine. „Da es so ist, und damit wir uns selbst eine Meinung bilden können, bitten wir Sie, uns genau zu sagen, wie die Beziehungen waren, in denen Sie bis jetzt zu Vermantes standen?“

„Sie waren immer ausgezeichnet.“

„Nicht mehr als das?“

D'Entraque lächelte hochmütig, und mit einer Nuance von Unerschämtheit im Ton erwiderte er:

„Das ist schon viel!“

„Ich möchte aber noch genauer Bescheid wissen. Ich möchte erfahren, ob mein Klient dem Zeugen nicht einen wichtigen Dienst in Geldangelegenheiten leistete?“

Kaum hatte d'Entraque zustimmend geantwortet, als Brévine verbellständiate:

„Unter ziemlich delikaten Umständen. Ich möchte, daß der Zeuge uns diese Geschichte berichtet.“

„Es handelt sich um eine Angelegenheit, die mit diesem Prozeß nichts zu tun hat,“ erklärte Herr Motiers de Fraisse.

„Verzeihung, Herr Präsident! Herrn d'Entraques Aussage ist die einzige ernstliche Belastung gegen meinen Mandanten. Dieser bestreitet sie. Es ist wichtig zu wissen, ob der Zeuge in den Grenzen seines Schwures ausfällt, weil er doch einen Eid abgelegt hat, wie er nicht verfehlte, uns zu erinnern. Das ist der Punkt, den ich aufzuklären suche.“

Ein wenig blaß versicherte d'Entraque:

„Ich bin ein Ehrenmann!“

„Also kann die Angelegenheit, die ich meine, nur ehrenwert sein, und es liegt kein Grund vor, sie uns zu verschweigen!“

In brummigem Tone sagte d'Entraque sehr schnell:

„Vor sechs oder sieben Jahren hatte ich beim Kennen eine ziemlich große Summe verloren. Ich war in Verlegenheit, weil ich sie sofort bezahlen sollte. Vermantes ließ sie mir sehr zuvorkommend . . . es ist schon lange her, daß ich sie zurückerstattet habe.“

Man murmelte auf den reservierten Bänken. Viele Pariser kannten ungefähr die dunkle Geschichte, in der es sich um etwas anderes handelte, als um einen gewöhnlichen Verlust. Die Antwort d'Entraques schien ihnen sehr kurz zusammengefaßt. Aber das große Publikum sah in diesem Dialog nichts weiter als einen Kniff des Anwalts, der den Zeugen verwirren wollte, und deshalb nahm es die Partei d'Entraques. Denn schließlich sagt man die Wahrheit vor der Justiz, womöglich ohne zu sehr durch diese spitzen Zungen zu leiden. Brévigne ließ sich nicht durch die dumpfe Feindseligkeit einschüchtern.

„Ach,“ sagte er, „Herr d'Entraque hatte eine große Summe beim Kennen verloren: Hatte er also ganz einfach falsch gewettet? Also Wetz . . . Nun, im Moment will ich nicht weiter darauf eingehen. Nein . . . nein, ich will darauf nicht eingehen. Doch bevor er sich entfernt, soll er uns nur auseinandersetzen, warum er einen solchen Haß gegen einen Mann zeigt, dem er verpflichtet war?“

„Ich sage nur das, was ich sah: die Wahrheit.“

„Sie wissen wohl, daß Sie es nicht tun,“ sagte Vermantes.

In einer zornigen Aufwallung stampfte d'Entraque mit dem Fuße auf.

„Weshalb lüge ich? Sagen Sie es doch . . . sagen Sie.“

„Ich sage, daß Sie lügen, nichts weiter. Das kann und muß ich sagen und wiederholen. Man hört mich nicht, man glaubt mir nicht, weil ich auf dieser Bank sitze. Sie können nach Belieben lügen. Sie wissen wohl, daß ich Sie nicht entlarven werde.“

Herr Motiers de Fraisse beendete den Zwischenfall.

„Die Herren Geschworenen werden entscheiden. Haben Sie noch etwas zu fragen, Herr Rechtsanwalt?“

„Augenblicklich nein. Aber ich behalte es mir vor. Wir werden den Zeugen noch brauchen.“

Herr d'Entraque ging auf seinen Platz zurück und es trat eine viertelstündige Pause ein.

(Fortsetzung folgt.)

Der Vaternörder.

Von Hans Klyser.

Der siebzehnjährige Arbeitsbursche Miezislaus Hasla stand unter der Anklage des Vaternordes. Mutterliebe war das Motiv dieser furchtbaren Tat. Er wurde freigesprochen.

Der Angeklagte war ein kaum mittelgroßer, aber sehr kräftiger Bursche. Auf einem breiten Nacken saß ein kurzgeschorener Kopf trotzig und ungefüg auf, der sich nur demütig senkte, als seine Mutter vor den Richtertisch trat, um Zeugnis nicht für ihn, nicht gegen ihn abzulegen. Sein Gesicht, dem man die Spuren der langen Untersuchungshaft nicht ansah, war von Arbeit, Schmerz und harter Kraft geprägt. Auf seinen Lippen lag noch der erste Flaum der entsprossenden Männlichkeit, aber diese Lippen schnitten sich in das Gesicht hinein, daß es wehe tat, sie anzusehen. Sie sprachen nur das Nötigste und verrieten keine Liebe und keinen Haß. Er antwortete, wie man ihn fragte, mit Ja und Nein, und als man ihn aufforderte, den Hergang zu erzählen, schwieg er. Seine Hände hielt er versteckt, und als er einmal, um sich zu schneuzen, sie zum Gesicht führen wollte, zuckte er bei ihrem Anblick jäh

zusammen und ließ sie schwer und tot zurückfallen. Nur als seine Mutter Bild um Bild ihres jahrzehntelangen Leidens, ihrer Mühsandlungen, ihrer Mühsal und ihrer Liebe entrollte, warf der Sohn in der Anklagebank entschlossen den Kopf auf die mächtigen Säulste und schrie geschüttelt von Schmerz den Geschworenen zu: „Schlagt ihn ab!“

Seine Mutter, eine kleine und hagere Frau, hatte mit siebzehn Jahren ihren Mann, einen Lohnkutscher der Brauerei P., geheiratet. So hatten sie sich gefunden: Sie war, ein flinkes Dienstmädchen, im Gedränge der Straße seinem schwer einherrollenden Bierwagen so nahe gekommen, daß nur ein gewaltiger Griff seiner Hand sie vor dem Ueberfahren erreitet hatte. Er war mit einem Fuß auf die Deichsel gesprungen, hatte sie, sich weit vorbeugend, bei den Waden gepackt und auf seinen Bod zurückschnellend mit einer Hand zu sich auf seinen Schoß emporgehoben. Da sah sie sicher, und in ihrer Angst und Freude hielt sie den fremden breiten Mann umschlungen, der sie mit seiner Faust für das Leben gewonnen hatte.

Von diesem Todesaugenblick an war sie ihrer Liebe und seiner Kraft unterworfen. Sie gab sich ihm beim ersten Stelldichlein, gab sich ohne Rückhalt, selig verloren, ob er auch keine andere Zärtlichkeit für sie aufbrachte als ein schmerzhaftes Drud seiner Säulste, und kein anderes Wort fand als ein herb scherzendes: „Verfluchtes Frauenzimmer!“

Er nahm sie zur Frau, weil sie jedem seiner Wünsche gehorchte, weil sie arbeiten konnte und ihm mit einer unendlichen Liebe anhing. Er hatte nie einen Grund, sich über sie zu beklagen, sie hielt sein Haus und seine Ehre rein. Hörte sie seinen Schritt auf dem Flur, so eilte sie ihm entgegen wie eine Dienerin, und wies er sie unwillig weg, so trat sie still wie eine Dienerin zurück. Sie tat in jede seiner Suppen eine geheimnisvolle Würze, die aus dem Herzen kommt, und schmeckte er diese Würze nicht heraus, drückte sie ihm über den Tisch die Hand, daß er fühlen sollte, mit welcher Lust sie für ihn schaffe. In der Nacht gehorchte sie ihm wie am Tage, und ob ihr harter Leib auch mehr unter seinen brutalen Liebesfesseln litt, sie drückte ihren Mund fest auf den seinen, daß er keine noch so leise Klage höre. Aber sie fühlte nicht, daß sie mit ihrer Hingebung den starken Mann beschämte und schwach machte. Seine Liebe wollte täglich um ihre Liebe ringen; hätte sie ihm Schweres und Schwerstes aufgegeben, was hätte er nicht für sie ertragen! Aber sie gab ihm freudig alles, was ihm Freude machte, und nahm ihm freudig alles ab, was ihn belastete. So mußte seine Kraft, die einen gesunden Widerstand brauchte, um nicht im Kerne faul zu werden, gereizt über das Maß hinausgreifen. Der erste Schlag seiner Faust traf sie jäh und ohne Grund in einem Augenblick, da sie vor ihm kniete, um ihm die Stiefel auszugiehen. Vielleicht wollte er sich selber schlagen, aber er traf sie mitten ins Gesicht und lachte frech auf, weil er nicht weinen konnte. Sie war zurückgetaumelt und sah ihn mit entsetzten Augen leichenblaß an, sie wollte davonspringen, aber eine seltsame Erinnerung lähmte ihr die Knie: Mit dieser Hand hatte er sie vom Tode zum Leben an seine Brust emporgerissen, und eine schwebende Seligkeit glänzte in einem Lächeln um ihre Rippen auf. Sie beugte sich vor und küßte seine Hand und schmiegte ihr rotgeschlagenes Gesicht zwischen seine Knie. Was sollte er tun? Hätte sie ihm mit den Nägeln das Gesicht zerissen, vielleicht hätte er sie wie damals auf dem Kruschbock ans Herz genommen und geküßt, vielleicht hätte er sie lahmgeschlagen und dann vor ihr gestanden und sie um Verzeihung gebeten. Ihre hündische Demütigung aber, die er nicht verstand, füllte ihn mit Verachtung: er spie über ihren Kopf hinweg und verließ das Haus, um nach zwei Tagen betrunken und verwahrlost heimzukommen.

Seit dieser Stunde begannen für die Frau jene Schredenstage, wie sie nur ein Weib ertragen kann. In der ersten Nacht, da er von ihr gegangen war, wollte auch sie sein Haus verlassen. Wohin? Für solche unglücklichen Frauen gibt es nur den einen Weg, der das letzte Ziel aller Wege ist: Sterben. Aber als sie, nicht mächtig eines Gedankens, nur überstürzt von Tränen, die vom Herzen wie Blut aufsteigen und wie ebenjoviel vergossenes Blut gezählt werden, als sie mit einem verschleierten Blick zum letztenmal Bett und Tisch und Stuhl umgibt, pockte es unter ihrem Herzen leise und zärtlich, und sie sank am Bett nieder, ihren Leib ebenso zärtlich, wie es geklopft hatte, betastend, als wollte sie mit den Händen Antwort geben, da sie nicht wußte, wie und was und zu wem sie sprechen sollte. Und sie blieb im Haus.

Ihr Mann, den sie ohne Vorwurf empfangen hatte, wick ihr aus. Er schämte sich vor ihr und fürchtete vor sich selber. Er liebte sie, wie er sie nie geliebt hatte, aber er schlug sie, — aus Wut gegen sie, gegen sich, er wußte es nicht. Jeder Schlag tat ihm wehe, da sie nicht wiedererschlug, und um seinen Schmerz zu bekämpfen, trieb er sich trinkend umher. Er mußte ansehen, wie sie zu all ihrer Mühe die Mühe ihrer Schwangerschaft geduldig trug, und konnte und durfte ihr doch nichts von ihrer Last abnehmen. Er verjah seinen Dienst unregelmäßig, wurde gekündigt und gab ihr die Schuld an seiner Kündigung. Er vergaß, daß er sie um seiner Liebe willen geschlagen hatte, und schlug sie nun in seiner Trunkenheit, weil er nichts verdiente. Sie küßte ihm niemals mehr die Hand, aber sie diente ihm wie am ersten Tage und nahm Arbeit als Wäscherin an. Mit ihrer Mühsal wuchs ihre Stärke, mit ihrer Stärke seine Schwachheit, mit seiner Schwachheit ihre Liebe. Sie gebat ihm einen Sohn und stand

Schon am vierten Tag vor dem Waschsatz, weil das Kind Milch brauchte und der Mann Schnaps haben wollte. Ihr Körper härtete sich, ihre Jugend zerfiel. Forderte der Mann ihr den Lohn ihrer Arbeit ab, hielt sie die Hand so lange darüber, bis er ihr den Arm lahmgeschlagen hatte. Und sie setzte die Nächte ihrem Tage zu, weil das Kind heranwuchs und Kleider und Essen brauchte.

Miegislaus, ihr Knabe, sah mit seinen unerhörenden Augen von seinem ersten Tage die Mutter der Mutter an, und quälte sich in seiner Seele mit einer unmächtigen Wut gegen seinen Vater ab, den er haßte. Er verstand die Geduld und Liebe seiner Mutter nicht, der er anhing wie diese ihrem Mann, und fühlte nicht, daß der Vater der Kernere, Schwächere und Unglücklichere von beiden war. Er ließ sich von ihm nicht anfassen, ohne zu schreien, trafen ihn aber dessen Schläge, so biß er sich in die Hand, um nicht zu schreien. Sein Vater spürte tief den Haß des Knaben, und haßte in seinem Kinde sein Weib, das es vor seinen schlimmsten Mißhandlungen mit ihrem eigenen Leibe schützte. Einmal aber traf ihn als Dreizehnjährigen bei Tisch die Faust des Vaters, daß ihm das Blut aus der Nase in die Suppe schoß. Da riß der Knabe, ehe noch die Mutter aufschreien konnte, ein Messer vom Tisch und warf es dem Vater mit solcher Wucht ins Gesicht, daß diesem über dem Auge weg bis zu den Stirnhaaren eine fingertiefe Wunde sich hineinschnitt und für alle Zeit eine rote Narbe zurückblieb. Damals hatte ihn seine Mutter zum ersten- und einzigenmal geschlagen, bis er ohnmächtig auf der Erde gelegen. Doch sein Vater fürchtete ihn von Stund an, ging ihm aus dem Wege und erhob nie mehr die Faust gegen ihn, aber tat auch nie mehr die Lippen zu ihm auseinander. Auch schlug er die Mutter nicht in seinem Beisein, doch er wußte sie in ihrem Innersten um so fürchtbarer zu treffen; er ging mit einem Frauengimmer zum Tanz, und da er in ihr das Weib fand, das er brauchte: sie schimpfte wie er, sie trank wie er, sie schlug nicht weniger kräftig zurück, — so nahm er sie in sein Haus auf.

(Schluß folgt.)

Ein Wendepunkt der Naturwissenschaft.

Von H. Falkenfels.

Eine jener unverbürgten Anekdoten, die am besten die großen Ereignisse der Weltgeschichte beleuchten, erzählt, daß Louis XVI. bei der ersten Nachricht von den Vorgängen, die den großen Umsturz seinerzeit einleiteten, ausgerufen haben soll: „Das ist doch keine Revolution, das ist nur eine einfache Brotrevolte!“

Von einer solchen „Brotrevolte“ melden in unseren Tagen die wissenschaftlichen Schriften, und erst das kommende Jahrzehnt vermag es zu sagen, ob sie nicht auch der Anfang der größten Umwälzungen war, die die Wissenschaft je erlebte.

In der Sprache der Gelehrten sind es ganz geringfügige, anscheinend durchaus „akademische“, von der Welt und ihren täglichen Bedürfnissen weitabgewandte Dinge, um die man streitet. Die Zeit ist erfüllt von den gewaltigen Ereignissen der Weltgeschichte und Politik, uralte Kulturen, die man dem Absterben nahe glaubte, erstehen auf einmal mit jugendlicher Frische, ein neues Zeitalter klopf an alle Türen, eine Hochspannung aller Arbeits- und Berufskraft legt Beschlag auf jede Minute des modernen Menschen, und nie waren die tatkräftig und bis zum äußersten angespannt im Leben stehenden Männer weniger geneigt zu metaphysischen Grübeleien, zu stiller Nachdenklichkeit und Weltanschauungstüfeleien als jetzt. Sie horchen nicht auf die Diskussion der abseits stehenden gelehrten Welt und haben nur ein Lächeln für die „Revolution in den Stubierstuben“. Erst wenn der Gelehrte sich mit dem Techniker in Verbindung setzt, horchen sie auf. Jene abstrakten Grübeleien und Rechnungen werden erst dann interessant, wenn auf ihr Geheiß den Werkstätten und Fabriklaboratorien neue Arbeitsmöglichkeiten eröffnet sind.

Von solchen Vorarbeiten neuer technischer Wunder und Denksfortschritte soll hier die Rede sein.

In Kürze gesagt: in den physikalischen Hörsälen und Laboratorien disputiert man seit einiger Zeit über die Frage, ob eins denn immer und überall eins sei. So lautet, auf die höchste Vereinfachung gebracht, eine wissenschaftliche Frage, die der Physiker als Lorentz-Einsteinsches Relativitätsprinzip bezeichnet.

Alles, was damit zusammenhängt, wandelt in solchen abstrakten Denkreigionen, setzt so viel Uebung in schärfstem logischem Denken voraus, erfordert so viel Mathematik, daß man fast verzagt, zu Nichtphysikern davon verständlich reden zu können. Wenn man es dennoch versucht, muß man sich darauf beschränken, gerade nur zu erzählen statt zu beweisen; man muß sich dann zufrieden geben, seine Leser verblüfft zu haben, statt sie zu überzeugen.

Im Wesen entpang das Neue, das die wissenschaftlichen Gemüter beschäftigt, dem Bedürfnis, einen Widerspruch aufzuklären, der

zwischen den Ergebnissen zweier nach den gleichen Prinzipien angestellter Versuche aufläuft. Die englischen Physiker Michelson und Morley untersuchten die Zeit, die ein Lichtstrahl braucht, um von der Sonne auf die Erde und zurück zu gelangen, wenn man ihn spiegelt. Dem Versuch lag die Erwägung zu Grunde, daß diese beiden Wege sehr ungleich sind, da sich inzwischen die Erde gegen die Sonne zu mit einer Geschwindigkeit bewegt, die etwa $\frac{1}{10000}$ der des Lichtes beträgt. In dem einen Fall ist der Weg um sie verlängert, wenn der Lichtstrahl in der Richtung der Erdbewegung läuft, im entgegengesetzten Fall ist er um den gleichen Betrag verkürzt. Trotzdem man mit Sicherheit hierbei Maße von $\frac{1}{100000}$ Millimeter feststellen konnte, ergab sich keine Veränderung in den Längen.

Dieses Ergebnis stellte wohl zufrieden, denn es war im Einklang mit dem Relativitätsprinzip, auf dem Newton und Galilei vor Jahrhunderten die Mechanik begründet hatten, und das im Kern besagt, daß ein mit einem Bewegungssystem mitbewegter Beobachter in keiner Weise seine Bewegung feststellen kann, so lange diese gleichförmig bleibt.

Da erkannte nun der französische Physiker Fizeau einen sehr scharfsinnigen Versuch, um die gleichen Vorgänge unter Umständen zu ermesen, bei denen der Beobachter nicht mitbewegt wird. Er ließ das Licht sich fortpflanzen in der Richtung einer mit gleichmäßiger Geschwindigkeit strömenden Flüssigkeit. Es war nach dem obigen Versuch zu erwarten, daß die außenstehenden Beobachter die Geschwindigkeit des Lichtes um die volle Geschwindigkeit der Flüssigkeit vermehrt finden. Das war aber nicht der Fall, sondern es kam nur ein Bruchteil der berechneten Summe hinzu.

Das ist natürlich einem Menschen aus der Lebenspraxis so gleichgültig wie jeder andere physikalische Versuch, für den wissenschaftlich denkenden Menschen bedeutet es aber nicht weniger, als wie wenn die Erde ihren Halt verlöre. Angesichts dieses Ergebnisses wankt die Mathematik. Und weil auf ihr die Logik und das menschliche Denken überhaupt aufgebaut ist, ist dadurch die ganze „Mechanik“ unseres Weltbildes bedroht.

An der Tatsache, die man seitdem oft mit stauendem Auge sah, ließ sich nicht mehr zweifeln. Nach den Versuchen, die in der Art des Fizeauschen angestellt werden, gilt das Relativitätsprinzip nicht, nach den übrigen gilt es.

Hier liegt ein unlösbar scheinender Widerspruch vor, den man nur dadurch beseitigen kann, wenn man in der Physik, in der Mathematik, in dem Denken überhaupt sozusagen eine doppelte Buchführung anwendet.

Das tat die Wissenschaft, als sie das Lorentz-Einsteinsche Relativitätsprinzip annahm; denn dieses auf seine verständlichste Form gebracht, sagt nichts anderes, als daß dieselbe Zeit, „gleichzeitig“ verschieden sein kann, je nach dem Standpunkt, den der Beobachter einnimmt. Umgekehrt gilt es auch: wenn der eine Beobachter mitbewegt wird und der andere ruht, so sind es verschiedene Zeitintervallen und Längen, die die beiden für identisch halten.

Michelson hat einen verblüffenden Apparat konstruiert, der es uns vordemonstriert, daß 90 Zentimeter auf der Sonne nur 60 Zentimeter lang sind, daß ein Ereignis, das sich an einem bestimmten Punkt der Erde abspielt, und dessen Dauer dort mit 7 Stunden gewertet wird, für einen nicht mit der Erde bewegten Beobachter $10\frac{1}{2}$ Stunden dauert. Mit kurzen Worten auf ein Schlagwort gebracht: Eins ist nicht absolut eins, immer und überall eins, sondern nur hier und nur jetzt. Es gibt nichts Absolutes, alles ist relativ für des Menschen Hirn.

Das ist die neue Entdeckung, die die Bewohner der physikalischen Hörsäle gegenwärtig in Erregung versetzt.

Ich nehme es niemandem übel, wenn er meint, dies sei der vollkommene Widerspruch, den er gar nicht fassen könne. Ich bitte ihn aber nur folgendes zu bedenken: Das Verhältnis zwischen der Welt und uns ist keineswegs so, daß für die Natur eine Verpflichtung besteht, für unseren Verstand begreiflich zu sein. Das ist ja der Unterschied zwischen dem alten dogmatischen und dem neuen voraussetzungslosen Menschen. Der frühere Philosoph ging mit seiner, unabhängig von der Erfahrung ausgehenden, vorgefaßten Ansicht auf die Welt los und wählte Erscheinungen aus. Dies kann ich brauchen, sagte er, dies paßt in mein System, jenes ist mir unverständlich, an das rühre ich nicht. In ganz naiven Zeiten nannte man das für das „System“ Unverständliche: „Wunder“, dann hieß es: Rätsel oder Spiel der Natur, Ausnahme, noch unerforschte Tatsache. Jedes System hatte einen solchen Bodensatz von „unbrauchbaren Tatsachen“.

Der neue Denker ist im Begriff, das anders zu machen. Er hat den Wahr abgelegt, als sei die Welt für ihn da, dazu gemacht, von ihm unterworfen zu werden. Er ist bescheiden geworden. Er fühlt sich nicht mehr ebenbürtig der Welt, fähig, mit seinem Verstand ihr innerstes Wesen zu ergründen, sondern er hat gelernt, sich als ihr Geschöpf, ihr Teil zu empfinden. Er richtet sein Denken nach ihr ein, und wenn ihm die Natur für dasselbe zweierlei Wahrheiten zeigt, dann verwirft er die älteste und mächtigste seiner Lieblingsideen: den Glauben an die absolute Wahrheit.

Aus dieser Psychologie heraus entstand die neue Relativitätslehre und mit ihr die neue Mechanik der Physik und nur aus ihr kann sie verstanden werden.

Nichts anderes hat sie getan, als den Glauben an eine absolute Wahrheit verworfen. Und schon deshalb wird auch sie auf das

Lebensschafflichste verworfen und bekämpft werden von allen Philosophen der alten Denkungsart. Sie müssen den Kampf gegen sie aufnehmen, denn eine Lehre, die dem Denker die Möglichkeit abspricht, die Wahrheit zu erkennen, wendet sich im letzten Sinn gegen die Berechtigung zum Denken überhaupt.

Es ist etwas anderes um die Frage des Montaigne: was weiß ich, um den Spott des Sceptikers, den Zweifel des Erkenntnistheoretikers und um die wichtige trockene Mathematik eines solchen Relativitätsphilosophen. Sceptis ist eine angenehme Würze des Denkens, ein geistreiches Spiel mit Möglichkeiten. Der Gedanke von der Relativität alles Seins war nicht neu, oft hat der Menschengesicht schon mit ihm kokettiert — aber nun trifft es ihn wie eine Ernüchterung nach hochfliegendem Rausch, daß aus dem Spiel Ernst und rauhe Wirklichkeit werden soll. Das Hirngespinnst der Philosophen tritt nun auf einmal mit mathematisch-physikalischen Beweisen für sich auf. Höhnisch dreht es das alte übermütig stolze Wort des Hegelismus in sein Gegenteil um: Wenn Tatsachen und Logik nicht harmonisieren — um so schlimmer für die Tatsachen. So soll es nicht mehr heißen, sondern die unerbittliche Sprache der Zahlen verkündet das Frösteln machende Urteil: um so schlimmer für die Logik.

Man sucht in dem Strom der einströmenden unbehaglichen Gedanken sich auf die Insel des Zweifels zu retten. Vielleicht steckt in diesem unmöglich erscheinenden Ergebnis ein Rechenfehler? Es ist eine Theorie und nichts weiter! Man durchstöbert das bereits mächtig anschwellende Schrifttum der Relativitätslehre und findet, daß mit ihr gar mancherlei in der bestehenden Naturerkenntnis schwer vereinbar ist.

Ist das Relativitätsprinzip ein Universalgesetz der Natur, dann müßte es sich auch im Laufe der Gestirne offenbaren. Und — unheimlicherweise kennen wir solche! Der Planet Merkur hat in unserem Sonnensystem die rascheste Bewegung; an ihm war am ehesten ein Einfluß, der mit dem Prinzip der Relativität im Einklang wäre, zu erwarten. Und gerade er zeigt wirklich Abweichungen, die die alte Mechanik des Himmels nicht zu erklären vermochte.

Und außerdem: es gibt bereits eine vollkommene experimentelle Bestätigung des Relativitätsprinzips. Die Versuche von Bucherer, die an die Messung der Geschwindigkeit der Elektronen anknüpfen, haben unabhängig von dem Relativitätsprinzip zu der Einsicht geführt, daß die Masse der Elektronen nichts Absolutes sei, sondern von der Geschwindigkeit abhängt. Das ist eine vollkommene Bestätigung dessen, was wir lieber nicht finden wollten. Auch bei kühler Erwägung alles Für und Wider muß man sich sagen: das Relativitätsprinzip ist, wenn auch noch nicht völlig zweifellos, so doch eine durchaus erst zu erwägende neue Erkenntnis von unaussprechbarer Tragweite.

Hier ist der Kampfplatz, auf dem die bedeutungsvollsten Schlachten der Forschung geschlagen werden müssen. Es geht um die Vorarbeiten einer Götterdämmerung durch die Welt der Wissenschaften, und sie steht vor so schweren Tagen der Entscheidung wie nie zuvor.

Kleines Feuilleton.

Literarisches.

Alle deutsche Volksbücher. Die Volksbücher sind, neben Volkslied und Märchen, die wirkliche Dichtung des Mittelalters, der vollkommene Ausdruck des mythenbildenden, die Erscheinungen poetisierenden Geistes dieser Epoche. Die Entwidlung des deutschen Geistes ist keine gradlinige kontinuierliche gewesen. Sie wurde, als sie eine feste Struktur zu bilden begann, durch das Christentum unterbrochen. Aber das junge, wachstumkräftige Volkstum assimilierte sich das ihm aufgezwungene fremde Weltbild, das den germanischen Mythos verdrängte, und schuf aus ihm, sowie aus Trümmern der alten Sagenvorstellungen, sowie aus zufließenden Fragmenten der Antike und des Orients sich eine neue Phantasiewelt von eigener Prägung. Es bildet die fremden Elemente national um und es war im Begriff, diese Welt in origineller Weise dichterisch zu gestalten, als das Heraufkommen der höfischen Poesie, die die bewußt angewandte Kunstübung einer Bildungsklasse ist, diesen Ablauf störte. Die Ritterpoesie fälschte den Geist der Legende und der Sage und zwang der eigentümlichen Stoffwelt einen fremden äußerlichen Stil auf. Da flüchteten sich die vom eigentlichen Geiste des Mittelalters erfüllten Stoffe in das latein Klosterliche Schreiber. Erst im 14. und 15. Jahrhundert bildete sich im Volke selber eine neue Stilkraft, die die alten Stoffe auf neue erfaßte und ihnen eine dem allgemeinen Geiste angemessene Form gab. Die Heiligenlegenden lebten wieder auf; die Wundermärchen von Melusine und Fortunat; Abenteuergeschichten und all die unzähligen Stoffe, in denen das Volksleben dieses Abschnitts der Weltgeschichte, von dem christlichen Gedanken, wie er sich in der Hierarchie der alten Kirche und den ihr unterstellten Gemeinschaftsbildungen verkörperte, beherrscht wurde, pulsiert. Es entstanden die Volksbücher, in denen wir heute die Geburt einer nationalen epischen Prosa erkennen.

Verantw. Redakteur: Albert Bachs, Berlin. — Druck u. Verlag:

Aber wenn die Zeit vor der Reformation eine Fülle der Volksbuchdichtungen brachte, die von einem großen Reichtum des allgemeinen Lebens zeugen, nach der Reformation verändert das alte Weltbild sich von Grund auf und die Dichtung gerät in Abhängigkeit von fremden Mustern. Wir haben von da ab Dichter, aber keine nationale Dichtung mehr, wenn auch die Gestalten bildende Kraft der Volksphantasie sich noch einmal zu den Figuren eines Faust und Eulenspiegel erhebt.

Die Volksbücher kommen in Vergessenheit. Da ihre Form nicht mehr verstanden wurde, verdarben sie bald. Seit dem Sturm und Drang und seit der Romantik ist indes bei den Dichtern, denen aus der Not der Vereinzelung der Begriff der Rationalliteratur wieder aufging, das Interesse an ihnen wieder erwacht, und manche ihrer Gestalten ist durch selbständige Ergreifung und Umbildung neu entstanden. Auch wurden die alten Bücher aufs neue herausgegeben. Was aber von allen übersehen oder in der verberbten Form nicht erkannt wurde, das ist die darstellerische Eigenart und epische Kraft dieser Gebilde. Das Stillelement zu erkennen und in seiner Entwicklungsbedeutung richtig einzuschätzen, war unserer Zeit vorbehalten, in der die Sehnsucht nach der großen Form des Daseins und mit ihr das Suchen nach dem Kunststil, der vollkommener Ausdruck ist, zehnfach stark sich geltend macht. Bahnbrechend ist hier die Arbeit von Richard Benz, der im Verlag Diederichs in Jena eine Reihe der Volksbücher erneuerte und auch eine feine literaturkritische Abhandlung über die Materie veröffentlichen hat. So dankbar ein Buch ist, wie die bei Langewiesche erschienenen Zusammenstellungen von Volksbüchern (Magelona, Faust, Schildbürger, Melusine usw.), so sieht man doch erst an den Benzschen Ausgaben, wie wichtig eine Fertigungsgattung ist, die Färbung und Rhythmus der Sprache zu wahren sucht. Zu den Volksbüchern gehören naturgemäß auch die Holzschritte, die denn auch in dem Langewiescheschen Bande nicht fehlen. Zu dieser Dichtungsgattung zählen nach Art und Stil ebenfalls die Legenden des Heiligen. Hier hat der Inselverlag, der in seinen 50 Pf.-Bändchen gleichfalls eine Reihe von Volksbüchern bringt, wundervolles geleistet durch das zweibändige Passional, das Severin Müllers herausgegeben hat und das 146 Holzschritte aus einem Lüberer Druck von 1492 zieren.

In all' diesen Werken leben schöpferische Phantasiestärken uneres Volkes wieder auf, die gewiß nicht tot sind; die nur durch die Richtung unseres Daseins in falsche Bahnen getrieben worden. Ob wir sie nicht auf dem Wege über die alten Volksbücher zurückdenken und in neuem Geiste fruchtbar machen können? Es wäre ein Ziel, aufs innigste zu wünschen. Doch dazu müßte unserem ganzen Dasein erst ein neuer Inhalt wachsen, neue Inhalte des geistigen wie des sozialen Lebens.

P. H.

Völkerrunde.

Was die Neger von den Vulkanen denken. Die afrikanischen Eingeborenen haben nur auf einem verhältnismäßig kleinen Gebiet des Erdteils Gelegenheit mit tätigen Vulkanen in Berührung zu kommen, nämlich in dem Bereich des großen ostafrikanischen Grabens und besonders in der Gegend von Ruanda nördlich vom Ribusee mit seinen mächtigen Bergkegeln. Hier stehen die Neger unter so starkem Eindruck einer vulkanischen Natur, daß ihr ganzes Denken und ihre religiösen Vorstellungen dadurch beherrscht werden. Die Vulkane machen sie zum Aufenthaltsort der Geister ihrer Vorfahren. Die guten Geister besuchen sie in den ersten Vulkan auf der Ostseite der Kette, den Muhabura. Hier ist der Lieblingsstich des Schutzgeistes von Ruanda, des Jangombe, und er verbringt dort seine Zeit mit Jagen, Trinken, Rauchen und Plaudern, also den Lieblingsbeschäftigungen der Neger selbst. Auf jenem Berg steht man auch in Gefahr, der weißen Kuh dieses Geistes zu begegnen, die niemand sehen kann, ohne zu sterben. Kein Neger, geschweige denn ein Europäer, kann diesen heiligen Berg besteigen und lebend zurückkommen. So meinen wenigstens die Eingeborenen selbst. Die treuen Anhänger des guten Geistes haben die Aussicht, nach ihrem Tode das *doloo kar niente* ihres Gottes auf dem Vulkan zu teilen.

Auch die bösen Geister haben ihren Vulkan für sich. Das ist der Njrabongo, der zum letzten Mal 1906 einen Ausbruch hatte. Die bösen Geister sind selbstverständlich die Urheber der vulkanischen Gewalttaten. Sie erregen die Erdbeben und die Lavagüsse. Wenn die Europäer den Eingeborenen diesen Aberglauben ausreden wollten, so schüttelten sie einfach lachend den Kopf und sagten, in Europa verstünde man nichts davon. Die Vulkane dieses Gebiets bestehen von Osten nach Westen in acht Gipfeln, die sämtlich über 3000 Meter hoch sind und im Karisimbi sogar 4600 Meter erreichen. Sie bleiben damit freilich immerhin noch erheblich hinter dem weiter nördlich gelegenen Ruwenzori, geschweige denn hinter den Niesen Kenia und Kilimandscharo im Osten zurück.

Witunter kommt die Stimmung der Neger gegen die Weißen in ihren Vulkanvorstellungen zum Ausdruck. Eine Eruption schrieben sie der Schuld von Offizieren zu, die auf dem betreffenden Vulkanberg ein schönes Mädchen gesehen und mit sich zu nehmen gewünscht hätten. Das Mädchen gehörte aber dem Vulkangeist, der infolge dessen die freien Eindringlinge durch Lavaströme und Flammen vertrieb. Ein anderer Ausbruch sollte dadurch veranlaßt worden sein, daß Europäer Maisähren an den Gehängen des Berges geschnitten und zum Scherz in den Krater gestreut hätten.

Vormwärts Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.